



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Reisebeobachtungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

neten Wehrenpfennig hat keine andere Bedeutung, als der Kirche das Selbstbesteuerungsrecht zu verweigern. Zum Glück kann der Staat nicht verbieten, daß an die Stelle der von Kirchenorganen ausgeschriebenen Steuern die Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen für bestimmte kirchliche Zwecke tritt, und wir haben schon unsere Ansicht dahin ausgesprochen, daß der Verzicht auf das formelle Besteuerungsrecht der Kirche zu hohem Segen reichen dürfte.

Zweitens ist es dem Abg. Wehrenpfennig nicht genug an dem Art. 12 der Regierungsvorlage, welcher bestimmt, daß kirchliche Gesetze niemals einem Staatsgesetz widersprechen dürfen und daß den Landesherrn kein Kirchengesetz zur Sanction vorgelegt werden darf, bevor der Cultusminister über das Verhältniß des neuen Gesetzes zu dem Staatsinteresse gehört worden ist. Der Abg. Wehrenpfennig verlangt vielmehr, daß jedes Kirchengesetz durch den Staat ohne Weiteres aufgehoben werden kann. Das soll doch wohl heißen: der Staat kann Kirchengesetze aufheben, auch wenn sie seinen bereits erlassenen Gesetzen nicht widersprechen. Ein solches Aufhebungsrecht nun ist ganz gewiß zulässig und sogar erforderlich, aber unter der Bedingung, daß es nur in den Formen der Gesetzgebung geübt wird. Wenn der Abg. Wehrenpfennig weiter nichts will, so geht er nicht über den Sinn der Vorlage hinaus. Will er aber mehr, will er z. B. verlangen, daß der Landtag oder jedes Haus desselben die Aufhebung eines Kirchengesetzes durch einseitigen Beschluß herbeizuführen befugt sei, so würde er zu einer Ungeheuerlichkeit gelangen. Wir glauben deshalb, daß der Abg. vielmehr dahin gelangen wird, seinen Einfluß zur Empfehlung der Vorlage anzuwenden. Damit wird er ein gutes Werk thun.

Die Vorlage wurde schließlich einer Commission von 21 Mitgliedern zur Vorberathung überwiesen.

Obwohl ich nur die erste Sitzung dieser Woche behandelt habe, so will ich doch den heutigen Brief damit schließen, um diesmal die Einheit des Gegenstandes zu bewahren. Der Uebergang von der Kirchenverfassung auf die Verwaltung des Provinzialfonds und auf die Nützlichkeit der Seehandlung ist gar zu fremdartig. Diese Gegenstände werden mit den Gegenständen des Berichts der nächsten Woche besser harmoniren und sich mit ihnen zusammenfassen lassen.

C — r.

Pariser Reisebeobachtungen.

Was den Fremden beim ersten Spaziergange in Paris so angenehm berührt, ist die wunderbare Ungezwungenheit, mit der das bunte Menschen-

gewimmel durcheinander wogt. Es liegt ja im Wesen jeder Großstadt, daß man mitten in dem lärmenden Treiben doch ein Gefühl seltsamer Behaglichkeit empfindet; man weiß sich eben sicher vor jener Fraubasengesellschaft, deren spähende Blicke selbst den frömmsten Bürger auf Schritt und Tritt verfolgen; auch lebt man nicht in beständiger Sorge, daß im nächsten Augenblicke Herr Doctor Dingöda oder Frau Geheimrath Soundso vorübergeht und bis in den Tod beleidigt wird, wenn man die pflichtschuldige Reverenz versäumt. Aber nirgends hat der Zustand der Unbekümmertheit um den Andern so sehr das Gepräge der Natürlichkeit und Unmittelbarkeit, wie in Paris. Ich kenne Städte, und zwar sehr große, wo der Vorübergehende meint, uns durch finstern Blick und ein gewisses Aplomb des Auftretens noch besonders einschärfen zu müssen, daß ihm an uns absolut gar nichts gelegen ist. Da eben steckt der Unterschied; daraus erklärt sich die abstoßende Steifheit unserer nordischen Großstädte, gegen welche die lebenswürdige Nonchalance des Pariser Straßenlebens so wohlthuend absteht. Was Wunder, wenn Einem in dieser Umgebung das Gefühl des Fremdseins vollständig unbekannt bleibt! Viel trägt dazu freilich die ganze Einrichtung der Boulevards bei. In der schöneren Jahreszeit gleichen sie ja weniger einer Anlage, die man als Mittel zur Fortbewegung benutzt, sondern der Aufenthalt auf ihnen ist Selbstzweck, sie sind weniger Straße, als öffentlicher Garten, ein Garten indeß, in welchem man in ungestörtem Behagen seinen Mokka schlürft und dennoch die brausenden Wogen des großen Verkehrs unmittelbar vor seinen Augen vorbeiröllen sieht. Glänzende Boulevards hat man ja auch andermwärts, aber entweder liegen sie öde, oder sie sind bloße Paradedpromenaden. In Paris dagegen, wo sie die belebtesten und geschäftreichsten Stadttheile quer durchschneiden, öffnen sie uns den Blick unmittelbar in das Herz des weltstädtischen Treibens. Nicht eine Gesellschaft gepuhter Spaziergänger ist es, die hier aneinander vorbeizieht, nein es ist ein Stück wahren ungekünstelten Volkslebens, das sich vor den Augen des Beobachters abspielt. Freilich ist kein Mangel an eleganten Toiletten, an bemalten Damen und verschrobenen Stutzern, aber dazwischen schreitet behaglich der gestittete Bürger, um die Mittagszeit auch der Arbeitsmann und jenes zierliche Wesen, das, weil es, sehr im Unterschiede von seinen Schwestern in unseren deutschen Städten, im bloßen Kopf, ohne den bei uns beliebten prahlerischen Federhut, und in einfacher geschmackvoller Kleidung die Straßen passirt, dem Gesamtbilde noch einen ganz eigenthümlichen Zug einfügt: die Buchhalterin, die Verkäuferin, die Handschuhmacherin, die Stickerin, kurz, um den echt deutschen Collectionnamen zu gebrauchen, die „kleine Confectionneuse“. Vollends erst am Abend zeigt sich dieser Charakter der Boulevards deutlich ausgeprägt; namentlich je weiter man sich von den elegantesten Theilen, dem Boulevard des capucines und dem Boulevard des Italiens ent-

fernt, desto mehr gewinnt das buntbewegte Treiben ein pariserisch volksthümliches Aussehen. Zuweilen kann man sich mitten in die harmloseste deutsche Kleinstadt versetzt glauben, wenn man ganze Familien oder eine Anzahl guter Nachbarn auf den gemietheten Stühlen treulich im Kreise sitzen und fröhlicher Plauderei pflegen sieht. In unsern großen Städten ist es längst Sitte, daß der gute Bürger, wenn er des Abends überhaupt vor die Thüre geht, mit Weib und Kind in eine Kneipe oder einen Biergarten zieht. In dieser Weise ist den Franzosen und besonders dem Pariser das Kneipengehen ganz unbekannt. Man liebt es, den Abend im Theater zuzubringen, der kleine Mann führt seine bourgeoisie auch wohl einmal ins Café chantant, aber das Wirthshaus aufzusuchen, um sich dort mit Weib und Kind oder auch sonstigen Verwandten gemüthlich zu unterhalten, ist ihm ein schier unfassbarer Gedanke. Welcher gute Deutsche würde es übers Herz bringen, nach heißem Tagewerk am lauen Sommerabend auf dem Boulevard zu sitzen, hier ein Kaffeehaus, dort eine Brauerei u. s. w., und keinen Tropfen zu trinken! Der Franzose scheint gar nicht daran zu denken. Er kann sogar einen ganzen Abend in einem Concertgarten zubringen, ohne sich ein einziges Mal auch nur die Lippen anzufeuchten. Wie könnte man sich bei uns einen Concertgarten, und würde in ihm die klassischste Musik aufgeführt, anders vorstellen, als mit zahllosen, womöglich gedeckten Tischen, beladen mit dem ganzen Apparat, der zur Vertilgung eines „frugalen Abendbrodes“ nothwendig, und vor Allem mit recht viel des Trankes, von dem der deutsche Student singt: „Seh' ich ein braun Bier, ha' welch' ein Vergnügen, da thu' ich vor Freuden die Mühe abziegen!“ Wie entsetzlich kahl und nüchtern nimmt sich dagegen das berühmte Concert des Champs Elysées aus! Die Stühle in Reihen gestellt, wie im regelrechten Concertsaal, und statt des Klirrens der Gläser höchstens das Knistern des Kiesel unter den Tritten melancholischer Spaziergänger. Wahrhaftig, es bedürfte nicht erst der für das Kennomé dieses Gartens herzlich mittelmäßigen musikalischen Leistungen, um ein deutsches Gemüth gar bald wieder von dannen zu treiben; mitten im Sommer beschleicht Einen in dieser reizlosen Stätte ein leises Frösteln. —

Es ist wahr, die Poesie des Trinkens ist den Franzosen versagt. Ob sie darum zu beklagen sind, wird ein Deutscher, da er in der Frage Partei ist, sich nicht vermessen, zu entscheiden. Immerhin dünkt mir, daß ihr Familienleben sich nicht schlecht dabei steht. Freilich, der reiche und vornehme Mann besucht seinen Club, der mittlere Bürger sein Café, um Billard oder Karten zu spielen; der Arbeiter erlabt sich am Absynth. Aber ganz abgesehen davon, daß dabei das Kneipen fast niemals Selbstzweck ist, handelt es sich hier auch keineswegs um eine so allgemeine Sitte, wie sie der Bierhausbesuch in Deutschland nun einmal ist. Im Allgemeinen darf man dreist sagen, daß in Frank-

reich der Familienvater häuslicher ist, als in Deutschland. Doch bin ich weit entfernt, ihm daraus ein moralisches Verdienst zu machen. Vielleicht hat er diese ganze Tugend nur der verständigeren Tageseinteilung zu verdanken, wie sie in den französischen Städten und ganz besonders in Paris besteht. Diese Einteilung beruht auf der einfachen Erwägung, daß die Hauptmahlzeit am zweckmäßigsten nicht in die Mitte, sondern an das Ende des Arbeitstages gelegt wird. Das Gefühl der Behaglichkeit, welches den Körper nach kräftigem Mahle beherrscht, verbunden mit dem Bewußtsein, die Arbeit des Tages vollbracht zu haben, erzeugt eine Stimmung, die nicht allein für beschauliches Ausruhen, sondern auch für die Thätigkeit der Verdauungsorgane die günstigste, also für die geistige wie die körperliche Gesundheit sehr zuträglich ist. Auch ist kaum eine geeignetere Disposition für theatralische Genüsse denkbar, als gerade diese. Wie thöricht erscheint dagegen unsere Lebensweise! Wir reißen unsern Arbeitstag in der Mitte auseinander, laden uns, wenn wir recht fleißige Leute sind, den Magen in möglichster Hast voll mit schweren Gerichten, machen uns daneben allerlei Gedanken über das, was in der zweiten Hälfte des Tages noch geschafft werden soll und gehen nach kurzer Pause, in demselben Augenblicke, da das körperliche Wohlbefinden eben recht beginnt, wieder an die Arbeit. Von der Arbeit stürzen wir Abends schleunigst ins Theater, meist in einer Stimmung, die in der ersten halben Stunde höchstens für die grimmigsten Trauerspiele empfänglich wäre, um nach beendigter Vorstellung mit einem gelinden Heißhunger über die Speisefarte eines Restaurants herzufallen und schließlich um Mitternacht mit einem noch unangenehm gefüllten Magen schlafen zu gehen! — Indeß, zurückkommend auf die entwickeltere Häuslichkeit der Familienväter, so liegt ja auf der Hand, daß der Pariser des Abends unmittelbar nach dem Genuß seines üblichen Quantums Tischwein, der meistens reichlich mit Wasser gemischt wird, und nach der Tasse trefflichen Kaffees, begleitet von dem unvermeidlichen Cognac, nach weiterem Getränkegenuß ebensowenig das Bedürfnis haben wird, wie wir Deutschen in entsprechender Lage nach unserm Mittagessen. Das Natürlichste ist vielmehr, daß er sich im Lehnstuhl streckt, mit der Gattin die Angelegenheiten des Hauswesens bespricht, sich an Bébé's Kauderwälsch ergötzt — kurz daß er der beste Ehemann ist, auch wenn er es nicht wollte. —

Bis auf den heutigen Tag herrscht bei uns die Ansicht, daß Dasjenige, was wir so gern das „deutsche Gemüth“ nennen, den Franzosen schlechterdings versagt sei. Ein gut Theil ist Wahrheit daran. Das psychische Leben unserer Nachbarn schwankt beständig zwischen leidenschaftlichem Affect und höchst verständiger Reflexion; in der gemäßigten Zone gemüthlichen Empfindens sind sie nicht heimisch. Außerst empfänglich für die rhetorische Phrase, können sie da, wo sich dem Deutschen das innerste Herz bewegt, gradezu gefühllos sein.

Man gehe in die Kathedrale von St. Denis. Zu dem Gang durch die Krypta findet sich gewöhnlich eine ganze Anzahl von Touristen zusammen. Welcher gebildete Deutsche könnte wohl ohne eifrigen Schauer in die enge Gruft eintreten, in der die Gebeine der französischen Könige in unentwirrbarem Durcheinander modern, wie sie aus den von dem Vandalismus des Convents errichteten Massengräbern wieder ausgegraben worden! Den Franzosen indeß gelingt es, an dieser Stätte namenlos tragischer Vernichtung sich in den banalsten Redensarten zu ergehen. Dagegen erheben sie sich, wie ich hier in Parenthese einschalten muß, zu den gewaltigsten Declamationen über Barbarei und Schlimmeres, wenn ihnen an einer anderen Stelle der Krypta die verstümmelte Hand der Marmorstatue Dagobert's I. gezeigt wird mit dem Bedeuten: „Ce sont les coups de sabre des Prussiens!“ Ich weiß nicht, was wahr daran ist; unmöglich wäre es ja nicht, daß irgend ein roher Gesell ein solches Bubenstück verübt hätte. Dasselbe aber schlechtweg als das Werk der deutschen Soldaten ausgeben und entsprechend ausbeuten zu hören, ist wirklich das Peinlichste, was dem einsamen deutschen Wanderer in Frankreich begegnen kann. — Auffallender noch, als in St. Denis, ist mir eine gewisse Apathie in der Grabkapelle des Invalidendoms entgegengetreten. Ich kann mir kaum denken, daß ein menschliches Gemüth an diesem Ort ohne tiefe Erschütterung bleiben könnte. Schon die wohlberechneten Richteffecte müssen die Stimmung des Eintretenden aufs wirksamste beeinflussen. Der Blick in die stille Gruft, alsdann auf den majestätischen Sarkophag, der die Asche des gewaltigen Imperators birgt, die Gedanken, welche in diesem Moment die Seele durchstürmen, sind schlechtweg überwältigend. Aber ergreifender als Alles, dünkt mir die Inschrift über der Eingangspforte der Gruft, die Worte aus dem Testament des Kaisers: „Ich wünsche, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, inmitten jenes französischen Volkes, das ich so sehr geliebt habe.“ Es liegt etwas unsagbar Rührendes in dieser unerschütterten Vaterlandsliebe, die sich der gestürzte und verbannte Caesar auf dem traurigen Felseneiland bewahrt hat. Man sollte meinen, zum mindesten kein Franzose könnte trockenen Auges hier vorübergehen. Aber ich habe ihrer eine ganze Anzahl passiren sehen und muß sagen, ich bin empört gewesen über ihre Gefühllosigkeit. Sie lasen, wenn ihrer Mehrere beisammen waren, die Inschrift laut, etwa wie man eine Bekanntmachung an einer Anschlagssäule liest — dann gingen sie heiteren Blickes weiter.

In der That, der sentimentale Zug — dies Wort im guten Sinne genommen —, der im deutschen Volkscharakter eine so bedeutende Rolle spielt, fehlt dem Franzosen fast ganz. Deshalb soll man ihn aber doch nicht gemüthlos schelten. In Berlin bildet man sich nicht wenig ein auf die harmlos herzliche Fröhlichkeit, welche an Sommersonntagen ein paar Meilen im

Umkreise um die Stadt bei den Familienausflügen zu herrschen pflegt. Aber Paris bleibt dahinter um gar nichts zurück. Man wandere an einem schönen Sonntagsnachmittag durch die Wälder von Meudon, Sevres, St. Cloud: überall dieselben munteren Gruppen, dieselben harmlosen Spiele, ja sogar Lieder, die, wenn sie auch selbstverständlich nicht die unfrigen sind, doch dem „echten deutschen Volksliede“ wenigstens in der Melodie so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern. Ein höchst eigenthümlicher Unterschied springt dem beobachtenden Wanderer jedoch sofort ins Auge, die Thatsache nämlich, daß die Pariser Sonntagsausflügler eine ungemeine Vorliebe für Lectüre haben. Ueberall sieht man auf den Rasen hingestreckte Gestalten in irgend etwas Lesbares vertieft. Nicht selten begegnet man zahlreichen Familien, deren Angehörige jeder mit mindestens einem oder zwei Büchern bewaffnet sind. Namentlich die Damen, die alten wie die jungen, entwickeln einen erstaunlichen Eifer im Verschlingen der „geistigen Nahrung“. Um den Werth dieser eigenthümlichen Sorte von Naturgenuß zu würdigen, müßte man vor Allem wissen, welcher Art die Lectüre ist. Da ich es nicht weiß, so enthalte ich mich jedes weiteren Urtheils und constatiere nur, daß die Passion der jugendlichen Berlinerinnen bei den Sonntagsnachmittagsausflügen darin besteht, ihre Talente in der Zubereitung des Mokkas zu zeigen, weshalb denn auch der Wanderer in der romantischen Umgegend unserer Reichshauptstadt jeden Augenblick der traulichen Inschrift begegnet: „Hier können Familien Kaffee kochen.“ Der Leser mag nun selbst entscheiden, ob er sich mehr für die Pariserinnen oder für die Berlinerinnen begeistern will.

Aus dem Elsaß.

Stadterweiterung. — Option.

Stadterweiterung und kein Ende! Das ist gegenwärtig die große locale, man möchte fast sagen, all-elsässische Tagesfrage. Reichstag, Bezirkstag, Presse, Clubs, Wirthshauspolitiker — Alles und Jedes spricht von der Stadterweiterung, nimmt Partei für oder gegen, lobt zum Theil die Maßnahmen der deutschen Verwaltung in dieser Hinsicht, verspricht sich Wunderdinge von der Verlegung der Festungswälle, prophezeit daraus dem Straßburger Handel und Wandel eine goldene Zukunft — und meint denn doch am Ende mit altkluger Miene: „Wenn's halt nur nit so viel koschten thät!“ Das sind die spießbürgerlichen Philister, deren Straßburg ebenso zahlreiche und ebenso dickhäutige in seinen Mauern beherbergt, wie die weiland übrigen deutschen Reichsstädte. Das sind jene superflugen Leutchen, wie man sie allerorts findet, die wohl über die Maßen gern eine Vergrößerung und Verherrlichung ihrer vaterstädtischen Scholle durch öffentliche Bauten und Anlagen mannichfachster Art sehen möchten, wenn nur ihr Geldbeutel dabei eventuell nicht in Mitleidenschaft gezogen würde. Bei den Straßburgern dieser Kategorie spielt allerdings im vorliegenden Falle selbstverständlich noch ein Factor mit, der dabei vernünftiger Weise eigentlich gar nichts zu sagen haben sollte, nämlich die Politik und immer wieder die leidige Politik d. h. wie jene Bierphilister sie verstehen. Sie benutzen eben jede Gelegenheit, um zu protestiren,